

## Kant oder Die Pünktlichkeit des Denkens

Es ist eine verbreitete Ansicht, zu einem rechten Professor gehöre auch ein professorales Gehabe. Man versteht darunter eine Art von gravitätischer und steifer Würde, versetzt mit einem Schuß Vergeßlichkeit und Zerstreutheit, dazu noch eine ausgesprochene Weltferne, kurz: eine eigentümliche Pedanterie, die ebenso komisch wie rührend, ebenso verehrungswürdig wie belächelnswert erscheint. Fragt man dann nach einem Beispiel für solche professorale Pedanterie, so kann es nicht ausbleiben, daß der Name Immanuel Kants genannt wird.

In der Tat: Kant ist, wenigstens in seinen späteren Jahren, ein Genie der Pedanterie und Pünktlichkeit. Einer seiner zeitgenössischen Biographen berichtet von den Besuchen bei seinem Freunde Green: »Kant ging jeden Nachmittag hin, fand Green in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein; dann kam Bankodirektor Ruffmann und tat ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis sieben Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um sieben Uhr auseinander, daß ich öfters die Bewohner der Straße sagen hörte: es könne noch nicht sieben sein, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre.«

Überhaupt ist der Tageslauf des alten Kant streng eingeteilt. Ein Freund erzählt davon: »Kant stand jeden Tag im Sommer und im Winter des Morgens um fünf Uhr auf. Sein Bedienter war pünktlich um drei Viertel auf Fünf vor seinem Bette, weckte ihn und ging nicht eher fort, als bis sein Herr aufgestanden war. Bisweilen war Kant noch so schläfrig, daß er den Bedienten selbst bat, er möchte ihn noch etwas ruhen lassen: aber dieser hatte von ihm selbst solche gemessene Befehle, sich dadurch nicht irre machen zu lassen, und ihm durchaus keinen längeren Aufenthalt im Bette zu gestatten, daß er ihn öfters zwang, pünktlich aufzustehen.« In regeltem Wechsel folgen sodann Arbeit in der Studierstube und Vorlesungstätigkeit; nachmittags wird ein längeres Mahl im Kreise von Freunden eingenommen. Selbst das Schlafengehen, pünktlich um 10 Uhr, ist zeremoniell geregelt. Auch darüber berichtet ein Zeitgenosse: »Durch vieljährige Gewohnheit hatte er eine besondere Fertigkeit erlangt, sich in die Decken einzuhüllen. Beim Schlafengehen setzte er sich erst ins Bett, schwang sich mit Leichtigkeit hinein, zog den einen Zipfel der Decke über die eine Schulter unter dem Rücken durch bis zur andern und durch eine besondere Geschicklichkeit auch den andern unter sich, und dann weiter bis auf den Leib. So embalhert und gleichsam wie ein Kokon eingesponnen, erwartete er den Schlaf.«

Wie der Tageslauf Kants, so muß auch seine Umwelt aufs genaueste geordnet sein. Wenn eine Schere oder ein Federmesser in ihrer gewohnten Richtung auch nur ein wenig verschoben sind, oder wenn gar ein Stuhl an eine andere Stelle im Zimmer gerückt ist, gerät er in Unruhe und Verzweiflung.

Nichts kann Kant so sehr verärgern, als wenn wohlmeinende Freunde ihn in der Regelmäßigkeit seines Lebens stören. So lädt ihn einst ein Edelmann zu einer Spazierfahrt über Land ein, die sich so lange ausdehnt, daß Kant »erst gegen zehn Uhr voll Angst und Unzufriedenheit bei seiner Wohnung abgesetzt wird«. Als Philosoph setzt er dieses kleine Erlebnis sofort in eine allgemeine Lebensregel um, nämlich »sich nie von jemanden zu einer Spazierfahrt mitnehmen zu lassen«; der Biograph fügt hinzu: »nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, ihn von seiner Maxime abzubringen«.

Schlimmer noch als solche programmwidrigen Ereignisse ist es, wenn die Umwelt sich durch allzu aufdringliche und dauernde Geräusche störend bemerkbar macht. Einmal ist es der Hahn des Nachbarn, der Kant irritiert. Er will daher dieses dem Denken so abträgliche Tier dem Besitzer abkaufen. Doch der Berichterstatter schreibt, daß es diesem »gar nicht begreiflich war, wie ein Hahn einen Weisen stören könnte«. So bleibt Kant nichts übrig, als die Wohnung zu wechseln. Aber auch das nützt nichts. Denn das neue Haus liegt neben dem Stadtgefängnis, und der Brauch der damaligen Zeit will es, daß die Gefangenen zu ihrer Besserung geistliche Lieder singen müssen, was sie denn auch bei offenen Fenstern und mit verbrecherisch lauten Stimmen tun. Kant beschwert sich bei dem Bürgermeister der Stadt, verärgert über die »Heuchler im Gefängnisse«: »Ich denke nicht, daß sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenn gleich ihre Stimme beim Singen dahin gemäßigt würde, daß sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten.« Wie ärgerlich solche Störungen für Kant gewesen sein mögen, sieht man daran, daß er noch in seiner »Kritik der Urteilskraft« darauf zu sprechen kommt. In die zweite Auflage

dieses Buches fügt er die Anmerkung ein: »Diejenigen, welche zu den häuslichen Andachtsübungen auch das Singen geistlicher Lieder empfohlen haben, bedachten nicht, daß sie dem Publikum durch eine solche lärmende (eben dadurch gemeiniglich pharisäische) Andacht eine große Beschwerde auflegen, indem sie die Nachbarschaft entweder mit zu singen oder ihr Gedankengeschäft niederzulegen nötigen.«

Zu der ängstlichen Sorge um Ruhe und zu der Pedanterie in der Zeiteinteilung tritt eine strenge Selbstdisziplin, der sich der alte Kant aus freien Stücken unterwirft, freilich nicht ohne ihre Notwendigkeit exakt zu begründen. Zum Frühstück leistet er sich nur zwei Tassen Tee und eine Pfeife Tabak; das Abendbrot streicht er gänzlich. Der Tee ist übrigens, wie ein Gewährsmann berichtet, »ein äußerst schwacher Abzug von wenigen Teeblümchen«, und die Tabakspfeife wird »zugleich zur Beförderung der Evakuierung« benutzt. Noch rigoroser ist Kant gegen sich selber, wenn es sich um den Kaffee handelt. »Kant hatte eine so große Neigung zum Kaffee, daß es ihn die größte Überwindung kostete, ihn nicht zu trinken, besonders wenn ihn in Gesellschaften der Geruch dazu reizte; aber er hielt das Öl des Kaffees für schädlich und vermied ihn daher gänzlich.« Zu seinen strengen Maximen gehört auch, ohne Rücksicht auf ärztliche Verordnungen nie mehr als zwei Pillen pro Tag einzunehmen, mag die Erkrankung auch noch so heftig sein. Kant pflegt in diesem Zusammenhang den Grabspruch eines Mannes zu erwähnen, der an übermäßigem prophylaktischen Gebrauch von Arzneien gestorben ist: »N. N. war gesund; weil er aber gesünder als gesund sein wollte, liegt er hier.«

Angeregt durch diese strenge Selbstdiät, entsteht ein kleines Buch mit dem Titel: »Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein«. Es handelt, wie aus den Kapitelüberschriften hervorgeht, u. a. »Vom Schläfe«, »Vom Essen und Trinken« »Von dem krankhaften Gefühl aus der Unzeit im Denken« »Von der Hebung und Verhütung krankhafter Zufälle durch den Vorsatz im Atemziehen«. Die Begründungen für die Gesundheitsregeln sind freilich manchmal ein wenig seltsam. So heißt es etwa, »daß jedem Menschen von Anbeginn her vom Verhängnis seine Portion Schlaf zugemessen worden, und der, welcher von seiner Lebenszeit in Mannsjahren zuviel . . . dem Schlafen eingeräumt hat, sich nicht eine lange Zeit zu schlafen, d. i., zu leben und alt zu werden versprechen darf«. Eine andere seiner Gesundheitsmaximen beschreibt Kant folgendermaßen: »Ich war vor wenigen Jahren noch dann und wann vom Schnupfen und Husten heimgesucht, welche beide Zufälle mir desto ungelegener waren, als sie sich bisweilen beim Schlafengehen zutrugen. Gleichsam entrüstet über diese Störung des Nachtschlafs entschloß ich mich . . ., mit festgeschlossenen Lippen durchaus die Luft durch die Nase zu ziehen; welches mir anfangs nur mit einem schwachen Pfeifen, und, da ich nicht absetzte oder nachließ, immer mit stärkeren, zuletzt mit vollen und freien Luftzuge gelang, worüber ich dann sofort einschlief. Was . . . den Husten betrifft, vornehmlich den, welchen der gemeine Mann in England den Altmannshusten (im Bette liegend) nennt, so war er mir um so mehr ungelegen, da er sich bisweilen bald nach der Erwärmung im Bette einstellte und das Einschlafen verzögerte. Dieses Husten, welches durch den Reiz der mit offenen Munde eingeatmeten Luft auf den Luftröhrenkopf erregt wird, nun zu hemmen, bedurfte es einer nicht mechanischen (pharmazeutischen), sondern nur unmittelbaren Gemütsoperation: nämlich die Aufmerksamkeit auf diesen Reiz dadurch ganz abzulenken, daß sie mit Anstrengung auf irgend ein Objekt . . . gerichtet und dadurch das Ausstoßen der Luft gehemmet wurde, welches mir, wie ich es deutlich fühlte, das Blut ins Gesicht trieb, wobei aber der durch denselben Reiz erregte flüssige Speichel (saliva) die Wirkung dieses Reizes, nämlich die Ausstoßung der Luft, verhinderte und ein Herunterschlucken dieser Feuchtigkeit bewirkte. – Eine Gemütsoperation, zu der ein recht großer Grad des festen Vorsatzes erforderlich, der aber darum auch desto wohlthätiger ist.«

Auch gegen die Vergeßlichkeit, dieses Kardinalaster der Professoren, zieht Kant mit einer seltsamen Heilmethode zu Felde. Als er seinen Diener Lampe entlassen muß, kommt er nur schwer über die damit verbundene Veränderung seiner gewohnten Umwelt hinweg; er entschließt sich daher, nicht mehr daran zu denken. Um aber diesen Entschluß nicht wieder zu vergessen, schreibt er auf einen Merktzettel die lapidaren Worte: »Lampe muß vergessen werden!«

Überhaupt gibt es der Wunderlichkeiten viel im Leben dieses Philosophen. So verbietet er aus grundsätzlichen Erwägungen, sein Schlafzimmer zu lüften. Ein Biograph berichtet darüber: »Durch einen Fehler im Beobachten war er auf eine besondere Hypothese über die Erzeugung und Vermehrung der Wanzen geraten, die er aber für feste Wahrheit hielt. Er hatte nämlich in einer andern Wohnung zur Abhaltung der Sonnenstrahlen die Fensterladen stets geschlossen gehalten, vergaß aber bei einer kleinen Reise aufs Land, vor seiner Abreise die Fensterladen vorlegen zu lassen, und fand bei seiner Zurückkunft sein Zimmer mit Wanzen besetzt. Da er nun glaubte, vorher keine Wanzen gehabt zu haben, so machte er den Schluß: das Licht müsse zur Existenz und zum Fortkommen jenes Ungeziefers notwendig erforderlich und die Verhinderung der eindringenden Lichtstrahlen ein Mittel sein, ihrer Vermehrung vorzubeugen . . . Auf der Wahrheit seiner Theorie bestand er indessen so fest, daß er jeden Zweifel, so leise, jede Bedenklichkeit,

so klein sie auch sein möchte, übel empfand . . . Ich ließ ihn bei seiner Meinung, sorgte für Reinigung seines Schlafzimmers und Bettes, wodurch die Wanzen sich verminderten, obgleich die Laden und Fenster, um frische Luft zu schaffen, fast täglich, wiewohl ohne sein Mitwissen, geöffnet wurden.«

Vielleicht trägt zur Absonderlichkeit Kants bei, daß er kaum je die Mauern seiner Heimatstadt Königsberg verläßt. Dort wird er im Jahre 1724 geboren; dort bringt er auch seine Studienjahre zu. Im Anschluß daran wird er erst einmal Hauslehrer bei adligen Familien. Ob er dabei freilich Erfolg hat, muß offen bleiben. Jedenfalls berichtet einer seiner Biographen: »Er hielt es für eine große Kunst, sich zweckmäßig mit Kindern zu beschäftigen und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen, aber er erklärte auch, daß es ihm nie möglich gewesen wäre, sich diese Kunst zu eigen zu machen.«

Nach neun Jahren erst erreicht Kant das Ziel, das er sich gesetzt hat: die Lehrtätigkeit an der Universität. Seine amtlichen Verpflichtungen sind übrigens weit umfassender, als es die heutiger Professoren sind. Außer in Philosophie unterrichtet er in Mathematik, Physik, Geographie, Naturrecht, Mechanik, Mineralogie, und zwar zwanzig Stunden wöchentlich, weshalb er gelegentlich über diese zeitraubende Fron seufzt: »Ich meinesteils sitze täglich vor dem Amboß meines Lehrpultes und führe den schweren Hammer sich selbst ähnlicher Vorlesungen in einerlei Takte fort.«

Man darf sich Kant freilich keineswegs als einen trockenen Kathederphilosophen vorstellen. Zeitgenössische Berichte rühmen seine geistreiche Art. Herder schreibt: Kant »in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang . . . Keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremde. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir.«

Es bedrückt Kant allerdings, daß es im Äußeren nicht recht weitergehen will. Fünfzehn Jahre lang bleibt er Privatdozent. Zweimal bewirbt er sich um eine Professur, aber beide Male wird ihm ein anderer vorgezogen. Schließlich bietet man ihm einen Lehrstuhl für Dichtkunst an, mit der Verpflichtung, zu den akademischen und staatlichen Festen Gedichte zu verfassen. Kant lehnt ab, und es ist wohl kaum zu beklagen, daß die Nachwelt davon verschont geblieben ist, anstelle der › Kritik der reinen Vernunft‹ – Kantische Gedichte lesen zu müssen. Mit 46 Jahren wird Kant dann endlich zum Professor berufen. In der gravitätischen Sprache des Jahrhunderts heißt es in der Ernennungsurkunde des Königs, er berufe ihn »wegen desselben Uns alleruntertänigst angerühmten Fleißes und Geschicklichkeit, auch besonders in den philosophischen Wissenschaften erlangten gründlichen Erudition«, unter der Voraussetzung, daß er »die studierende Jugend . . . ohnermüdet unterrichten und davon tüchtige und geschickte Subjekta zu machen sich bemühen, wie nicht weniger derselben mit gutem Exempel vorgehen« werde.

Von da an fließt das Leben Kants geruhsam dahin. An äußeren Ereignissen geschieht nicht viel, außer einem Konflikt mit dem preußischen Kultusminister, der Kant verargt, daß er allzu freimütig über die Religion schreibt. Kant gibt rasch nach, mit der Begründung: »Wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist damit nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.«

Angesichts der Konsolidierung seiner Lebensumstände hätte Kant wohl auch daran denken können, sich zu verhehelichen. Aber zwei Versuche in dieser Richtung bleiben ohne Erfolg. Ein Zeitgenosse berichtet darüber: »Mir sind zwei seiner ganz würdige Frauenzimmer . . . bekannt, die nach einander sein Herz und seine Neigung an sich zogen.« Aber er »zögerte mit dem Antrage, der wohl nicht abgewiesen worden wäre, und darüber zog eine von diesen in eine entferntere Gegend und die andere gab einem rechtschaffenen Manne sich hin, der schneller als Kant im Entschließen und Zusagefordern war«. Auch hierüber tröstet sich Kant mit allgemeinen Reflexionen, etwa der, »daß unverhehelichte . . . alte Männer mehrenteils länger ein jugendliches Aussehen erhalten, als verhehelichte«, und er fügt mit leiser Bosheit hinzu: »Sollten wohl die letztern an ihren härteren Gesichtszügen den Zustand eines getragenen Jochs verraten?«

Im Jahre 1804 stirbt Kant in Königsberg, achtzigjährig. Sein letztes Wort lautet: »Es ist gut.«

Blickt man zurück, so muß Kants Leben als ein typisch deutsches Gelehrten-dasein erscheinen, pedantisch und pünktlich geführt, altfränkisch und oftmals ein wenig wunderlich. Doch in diesem unscheinbaren Rahmen wird eine der größten Leistungen vollbracht, die die Geschichte der Philosophie kennt. Nachdem er sein Wort gesagt hat, kann nicht mehr im gleichen Sinne philosophiert werden wie vordem. So stellt sein Denken einen der Wendepunkte in der Geschichte des philosophischen Geistes dar.

Das spricht Schelling in seinem Nachruf aus: »Unentstellt von den groben Zügen, welche der Mißstand solcher, die unter dem Namen von Erläuterern und Anhängern Karikaturen von ihm oder schlechte Gipsabdrücke waren, so wie von denen, welche die Wut bitterer Gegner ihm andichtete, wird das Bild seines Geistes in seiner ganz abgeschlossenen Einzigkeit durch die ganze Zukunft der philosophischen Welt strahlen.«

Worum aber geht es Kant in seinem Philosophieren? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten; es gibt fast ebenso viele verschiedene Kant-Deutungen, wie es Interpretieren dieses Philosophen gibt. Vielleicht wird man seinen Intentionen am meisten gerecht, wenn man als sein eigentliches Interesse die Frage nach dem ansieht, was in der sichtbaren Wirklichkeit und hinter dieser das eigentlich Wirksame ist, nach dem Unbedingten in allem Bedingten und jenseits alles Bedingten. Das aber besagt: Kants Denken richtet sich vorzüglich auf das, was seit alters als Metaphysik bezeichnet wird: hinauszufragen über das unmittelbar Gegebene, hinabzufragen in die ersten und letzten Gründe der Wirklichkeit. Kant selber bestätigt das: Es ist »die Metaphysik, in welche ich das Schicksal habe verliebt zu sein«; auf ihr beruht »das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechtes«; eben darum kann ihr Gegenstand »der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein«.

Kant verdeutlicht die metaphysische Problematik in einer dreifachen Hinsicht: Er fragt nach dem Unbedingten im Menschen, nach dem Unbedingten in der Welt und nach dem Unbedingten schlechthin. Gibt es etwas im Menschen, das sein bedingtes, endliches Sein überragt, so, daß es auch das Sterben überdauern kann? So kommt es zur Frage nach der Unsterblichkeit der Seele. Gibt es in der Welt nur die Kette der Bedingtheiten oder bietet sie auch Raum für ein unbedingtes Handeln? So erhebt sich die Frage nach der Freiheit. Gibt es schließlich etwas, worin das Gesamt alles Bedingten, Welt und Mensch zumal, letztlich gründet? So stellt sich die Frage nach Gott. Kant bezeichnet daher als die »unvermeidlichen Aufgaben« des metaphysischen Denkens »Gott, Freiheit und Unsterblichkeit«.

Darüber also will Kant zur Gewißheit gelangen. Aber nun zeigt sich: Auf diesem Felde ist alles fragwürdig; in der langen Geschichte der Metaphysik läuft alles auf »ein bloßes Herumtappen« hinaus. Wenn es aber so ist, dann kann man nicht unmittelbar mit metaphysischen Entwürfen beginnen. Dann muß man vielmehr zuvor fragen, woher denn jene Fragwürdigkeit der Metaphysik kommt und worin sie gründet. Das ist das Problem, das sich Kant in seinem großen Werke, der ›Kritik der reinen Vernunft‹, stellt. Das eigentliche Thema dieses Buches ist das Drama der metaphysischen Erkenntnis des menschlichen Geistes. Die Akteure sind die zentralen Fragen der Philosophie, und das Spiel handelt von den unablässigen Versuchen, zur Gewißheit zu gelangen, und vom ständigen ohnmächtigen Untergang all dieser Bemühungen. Schließlich entdeckt Kant: Daß man zu keinen gesicherten Antworten gelangen kann, liegt im Wesen der menschlichen Vernunft begründet. Diese ist nämlich nicht imstande, hinter die sichtbare Wirklichkeit zurückzugehen und in deren Grund hinabzublicken. Das zeigt sich etwa an der Frage nach der Freiheit. Man kann ebenso überzeugende Gründe dafür beibringen, daß der Mensch frei ist, wie dafür, daß er nicht frei ist. Ähnlich steht es mit den Fragen nach der Unsterblichkeit und nach Gott. Auch sie lassen sich mit Hilfe der theoretischen Vernunft nicht beantworten.

Am Ende zeigt sich: Das Fragen endet im Unwegsamen. Kant findet dafür deutliche Worte; er spricht von »Auftritten des Zwiespalts und der Zerrüttungen«, von einem »Skandal«, von einem »ewigen Zirkel von Zweideutigkeiten und Widersprüchen«, ja von einem »wahren Abgrund für die menschliche Vernunft«. Der Mensch geht also notwendig in die Irre, gerade da, wo es sich um die höchsten Interessen seines Geistes handelt: in den Fragen nach Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. So vergleicht Kant schließlich die metaphysischen Versuche des Menschengestes mit einer Seefahrt auf einem »weiten und stürmischen Ozeane . . .«, wo manche Nebelbank, und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt und, indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflechtet, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann«.

Aber Kant überläßt sich nun nicht einer skeptischen Hoffnungslosigkeit. Er ist der Überzeugung, daß eine »neue Geburt« der Metaphysik bevorstehe. Sie aber kann nur aus einer Selbstbesinnung der menschlichen Vernunft erwachsen. Diese muß einsehen, wo ihr eigentümliches Feld und wo ihre Grenzen liegen. In solcher Absicht prüft die ›Kritik der reinen Vernunft‹ das »sehr vermischte Gewebe der menschlichen Erkenntnis«. In den mühseligen Untersuchungen, die Kant zu diesem Zweck anstellt, bewährt sich seine Pedanterie als die Tugend der Gewissenhaftigkeit. Er zeigt, daß das Erkennen keineswegs richtig beschrieben wird, wenn man es so versteht, als bilde sich die Wirklichkeit unmittelbar im menschlichen Geiste ab. Der Mensch bringt vielmehr von sich aus Entscheidendes in den Erkenntnisprozeß mit hinein: die Vorstellungen von Raum und Zeit und die Grundbegriffe des Verstandes. Indem der Erkennende diese Vorstellungen und diese Begriffe auf die Empfindungen anwendet, die ihm die Sinne

vermitteln, entsteht ihm das Bild der Wirklichkeit. Das Erkennen besteht somit zu einem wesentlichen Teil aus eigenen Zutaten des erkennenden Subjektes.

Die bedeutsame Folgerung, die Kant daraus zieht, ist: Die Wirklichkeit zeigt sich dem Menschen nicht so, wie sie an sich selber sein mag, sondern nur so, wie sie ihm aufgrund der besonderen Art seines Erkenntnisvermögens erscheint. Wir erfassen nicht die Dinge an sich, sondern nur die Dinge als Erscheinungen. Das ist auf dem Felde des Erkennens das Schicksal des Menschen als eines endlichen Wesens. Jene metaphysischen Versuche aber zeigen sich von daher als Bemühungen, den dem Menschen zugewiesenen und angemessenen Erkenntnisbereich zu übersteigen; dann gründet letztlich ihr Scheitern. Immer wieder strebt der Mensch danach, seine Erkenntnis über seine Grenzen hinaus zu erweitern; immer wieder wird er im Fehlschlagen solcher Bemühungen auf den alleinigen Ort sicheren Wissens, die Erfahrung, zurückgetrieben. Er will »einen Turm« errichten, »der bis an den Himmel reichen sollte«, und er kann es doch nur zu einem »Wohnhaus« bringen, welches »zu unseren Geschäften auf der Ebene der Erfahrung gerade geräumig und hoch genug« ist.

Die Zeitgenossen erfassen, teils in begeisterter Zustimmung, teils in leidenschaftlicher Abwehr, die Bedeutung der ›Kritik der reinen Vernunft‹. Der Philosoph Mendelssohn etwa nennt Kant nicht ohne geheimen Respekt den »Alleszermalmer«. Herder dagegen findet in jenem Buche nur ein »Reich unendlicher Hirngespinnste«, einen »Verderb junger Gemüter«, eine »Verödung der Seelen«. Dem setzt Fichte die Worte entgegen: »Sie schelten Kant, daß er nichts Rechtes ertappt habe. Mein Gott, er tappte gar nicht, sondern er sah; im Lichte aber sind die Dinge anders als in der Dunkelheit des Tappens.«

Daß es übrigens auch gefährlich sein kann, sich mit der ›Kritik der reinen Vernunft‹ zu beschäftigen, davon zeugt ein kurioser Vorfall, der sich in Jena zuträgt. Ein Student sagt zu einem Kommilitonen, dieses Buch sei so schwierig, daß er, der Kommilitone, noch dreißig Jahre studieren müsse, ehe er es verstünde. Der aber weiß sich gegen diese Unterstellung nicht anders zu wehren, als indem er den Beleidiger zum Duell fordert, getreu dem Prinzip, an die Stelle einer schlagfertigen Antwort eine Schlägerei zu setzen.

Sieht man auf das Ergebnis der ›Kritik der reinen Vernunft‹, dann erhebt sich freilich die Frage, ob die darin geforderte Beschränkung auf das Feld der Erfahrung das letzte Wort sein kann. Noch bleibt zu fragen, warum denn der Mensch so unablässig über die ihm gesetzten Grenzen hinausdrängt. Ist das nicht doch ein Anzeichen dafür, daß er in der Aufgabe, sich in der Welt zu orientieren, nicht sein volles Wesen erfüllen kann? In der Tat, es ist Kants Überzeugung, daß der Mensch vom Grunde seines Wesens her dazu getrieben wird, über sich und über die endliche Welt hinauszufragen; verzichtete er darauf, so wäre er nicht mehr Mensch und müßte in Barbarei und Chaos versinken.

Darum auch muß Kant einen neuen Atemzug metaphysischen Denkens tun. Zwar bleibt bestehen: Auf dem Wege des rein theoretischen Ergrübelns geht es nicht weiter. Aber der Mensch ist nicht bloß ein denkendes, sondern auch ein handelndes Wesen. Wie, wenn das, was dem bloßen Denken verschlossen bleibt, sich da offenbarte, wo der Mensch im Handeln steht und sich über dies sein Tun besinnt? Diese Sicht auf den handelnden Menschen ist die entscheidende Wendung, die Kant der metaphysischen Problematik gibt.

Kant ist nämlich überzeugt, gerade im Gebiet des Praktischen das Unbedingte finden zu können, das er im Felde des Theoretischen vergebens sucht. Er meint, wenn der Mensch ernstlich wissen wolle, wie er handeln solle, trete ihm ein unbedingtes Gebot, ein kategorischer Imperativ, entgegen, der ihn daran hindere, nach Willkür und Laune zu verfahren. Da werde ihm über alle rationalen Erwägungen hinaus unmittelbar gewiß: so und nicht anders mußt du handeln. Hier also zeige sich inmitten des bedingten Daseins des Menschen ein Unbedingtes: die Unbedingtheit des »Du sollst«.

Nachdem Kant so den Überschnitt in den Bereich des Unbedingten grundsätzlich getan hat, kann er nun auch jene im Felde des theoretischen Ergrübelns unlösbaren Fragen nach Gott, Freiheit und Unsterblichkeit beantworten. Wenn ein Gebot an den Menschen ergeht, so weiß er sich damit in die Situation der Entscheidung versetzt; Entscheidung aber ist nur möglich, wenn es Freiheit gibt. So wird der Mensch, indem er das unbedingte Gebot vernimmt, seiner Freiheit gewiß. Das hat gewichtige Konsequenzen für die Metaphysik. Im Hören des unbedingten Gebotes und in der Freiheit, die darin gewährleistet wird, entdeckt der Mensch, daß er, mag er auch noch so sehr der Endlichkeit verhaftet sein, gleichwohl im Wesentlichen seines Wesens einer anderen, übersinnlichen Ordnung angehört, und daß ihm dies seine eigentümliche Würde gibt. Der Mensch ist für Kant ein Bürger zweier Welten. Von diesem Gedanken her versucht Kant dann auch die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes als notwendige Postulate der sittlichen Existenz zu erweisen. Seine Argumente wird man allerdings schwerlich ohne weiteres übernehmen können. Entscheidend ist jedoch, daß Kant in einer Zeit der Verzweiflung an der Metaphysik einen neuen

Durchbruch wagt: einen neuen Versuch, den Ring der Endlichkeit zu durchstoßen und zum Absoluten zu gelangen.

Denn Philosophieren bedeutet nicht: Antworten finden und mit ihnen sich zur Ruhe setzen. Philosophieren heißt: immer neu die wesentlichen Fragen stellen. So kann auch Kants Lösung der metaphysischen Probleme nicht für alle Zeiten gültig sein. In den Krisen des Denkens, die die Menschheit seitdem überfallen haben, ist die metaphysische Gewißheit erneut fragwürdig geworden, und sie ist es heute mehr denn je. Aber auch heute noch gilt der Satz Kants: »Daß der Geist des Menschen metaphysische Untersuchungen einmal gänzlich aufgeben werde, ist eben so wenig zu erwarten, als daß wir, um nicht immer unreine Luft zu schöpfen, das Atemholen einmal lieber ganz und gar einstellen würden.«